

Schillers Geschichtsphilosophie in seinen historischen Werken.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät

der

Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt

und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Margarete Henschel.

Montag, den 11. August 1913, vormittags 11 Uhr

in der Aula Leopoldina

Vortrag:

Die Entwicklung der deutschen Geschichtsphilosophie

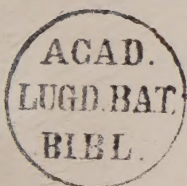
darauf

Promotion.

Breslau

Buchdruckerei H. Fleischmann

1913.



Gedruckt und veröffentlicht mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau.

Referent: Professor Dr. Kühnemann.

Tag der mündlichen Prüfung: 19. Februar 1913.

Die vorliegende Dissertation ist ein Teil einer Arbeit, die Ende des Jahres als Buch erscheint.

Dem Andenken
meiner geliebten Eltern

gewidmet.



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Der Abfall der Niederlande ist Schillers historisches Erstlingswerk; nur als Dichter hatte er bisher seinen Blick auf das Menschheitsleben gerichtet. Die allgemeinen Anschauungen, mit denen er geschichtliches Leben aufzufassen gewöhnt war, trug er auch an diesen Stoff heran. Die Analyse des philosophischen Gehaltes seiner Arbeit erhält so einen besonderen Reiz und eine eigene menschliche Bedeutung: es handelt sich darum, den bedeutenden Geist in unbefangener Berührung mit den grossen Aufgaben der Geschichte zu beobachten, seine leitenden Ueberzeugungen festzustellen.

Für seine Stellung zur Geschichte sind schon die Interessen bedeutsam, die ihn bei der Wahl des Stoffes bestimmten. In den ersten Sätzen der Einleitung drückt er sich ganz klar über seine Motive aus. Der Inhalt seiner Worte, die Empfindungsweise, die sie diktiert, machen über jeden Zweifel gewiss, dass die Stimmung des Carlosdichters auch dem Historiker blieb. Mit der gleichen Begeisterung streitet er für die Freiheit gegen Tyrannenmacht. Er stellt sich selbst in die Glieder der Kämpfer, sein Werk soll ein Denkmal bürgerlicher Stärke sein, zum Streite für die gute Sache selbst unter verzweifelten Umständen auffordern, die ihren Sieg, wie gerade die Gründung der Niederländischen Freiheit lehrt, nicht immer aufzuhalten vermögen. So hatte er sein Werk auch mit einer Vignette versehen lassen, die die Freiheit symbolisch darstellt.

Schiller wird sich der Eigenart seines Standpunktes wohl bewusst; es ist als fühle er sich im Gegensatz zu andern Historikern die das „Ausserordentliche“ und „Hero-

ische“¹⁾ an den Weltbegebenheiten besonders betonten. Sicherlich stand er auch den Perioden grosser äusserer Erfolge des Menschengeschlechts nicht ohne Empfindung und Stolz gegenüber; „der erhabene Aufschwung der Staaten und ihr Fall in prächtiger Erschütterung“²⁾ erregten schon dem Künstler ein ästhetisches Freudengefühl; aber der Gesichtspunkt der Darstellung scheint ihm stets mit dem Charakter der Zeit selbst gegeben; darum begründet er seine Behandlung vorerst ganz allgemein negativ durch ein historisches Argument, in dem Gedanken Rousseaus zu Worte kommen. Es heisst da: „Die Zeiten staunenswürdiger Taten sind vorbei; die kolossalischen Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schoss der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschaffen lassen, die jene Zeitalter übten und notwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend“³⁾.

Diese Worte klingen nach einer starken Resignation, aber sieht man näher hin, so ist Schiller Rousseaus historischer Pessimismus doch ganz und gar nicht eigen. Er glaubt nicht, dass mit dem Heldenzeitalter der Menschheit auch die Grösse dahinging, nur gilt es, den Begriff für die Jahrhunderte umzuprägen. Wie stolz ist der Sohn der Aufklärung auf sein Zeitalter, auf die Kräfte, die in ihm lebendig wurden und den Ereignissen den Charakter gaben. Auch die Geschichte der neueren Zeit hat ihre eigene Würde. Von dem Ringen der Ideen, aus dem sie sich herleitet, ist auch im Abfall der Niederlande etwas zu spüren, im Kampf um die Freiheit des bürgerlichen Lebens lebt schon der Geist der grossen Epoche des sozialen Protestes und der politischen Revolution.

¹⁾ Schillers sämtliche Werke Saekularausgabe I, G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart und Berlin, hist. Schriften II. Teil p. 3. Die hist. Werke werden künftig nur I, II, III zitiert II, 3.

²⁾ II, 4.

³⁾ II, 4.

Der Gegenstand des Abfalls der Niederlande bietet Schiller in besonderem Masse Gelegenheit, seine geschichtlichen Ueberzeugungen zu umfassendem Ausdruck zu bringen. Der Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, der den Mittelpunkt des Ganzen bildet, richtet den Blick des Historikers auf die letzten Gegensätze der Staats- und Religionsauffassung. In dem Urtheil Schillers spricht sich seine eigene Stellung zu diesen Fragen nach allen Seiten hin deutlich aus. So wenig es ihm selbst um eine systematische Darstellung seines Standpunktes zu tun sein konnte, ergibt sich doch aus seinen Aeusserungen ungezwungen ein einheitliches Bild der staatsrechtlichen und religionsphilosophischen Ideen, von denen seine Geschichtsbetrachtung geleitet ist.

Der Staat ist eine rechtlich eindeutig geordnete Gemeinschaft von Individuen. Die Forderung rechtlicher Ordnung stellt Schiller dem Staate gegenüber so prinzipiell, dass man sagen kann, sie mache für ihn sein Wesen aus. Der Staat ist der Inbegriff der Gesetze, die das Gemeinschaftsleben der Menschen als Bürger regeln und ihr Bürge. Je mehr die Regierungspraxis diesen Grundsatz in die Tat umsetzt, umso treuer erfüllt sie ihr Amt und desto segensreicher wirkt sie. Gerade weil es das Amt der Obrigkeit ist, die unbedingte Herrschaft der Rechtsnormen durch pünktlichen Gehorsam in strenger Verwaltung zu wahren, liegt mit ihrem Ansehen und ihrer Kraft auch das Recht darnieder¹⁾. Der Staat ist dann in seiner Wurzel erkrankt; „denn nur die unverletzbar Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleisses versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflössen, welche die Seele jeder Tätigkeit ist“²⁾.

In geschichtlicher Einkleidung kehrt dieser Gedanke wieder, wenn Schiller mit Rousseau in den Terminis des Naturrechtes vom Ursprunge des Staates redet³⁾. Wie man längst erkannt hat, dass die naturrechtlichen Anschauungen

¹⁾ II, 136.

²⁾ II, 35.

³⁾ II, 5 und 218.

von der Genesis des Staates ihrer eigentlichen Absicht nach als Darlegungen der letzten Voraussetzungen des Staatsbegriffs zu betrachten sind, so wiederholt auch Schiller in dieser Form nur seine Anschauung, dass das Wesen des Staates Recht ist. Bei diesem formalrechtlichen Staatsbegriff bleibt er jedoch nicht stehen, er sucht noch die letzten sittlichen Grundlagen auf, die erst das Dasein des Staates rechtfertigen.

Die Verwandtschaft mit den naturrechtlichen Ideen der Aufklärung ist auch in dieser Wendung unverkennbar¹⁾, ganz in ihrem Geist ist der Staat für ihn nur durch das Individuum und für das Individuum da. Da der Zweck des Staates im Menschen ruht, da er das Mass des Staates ist, müssen die Regierungsgrundsätze von ihm aus bestimmt werden. Sie müssen vor allem übereinkommen mit den an ihn gestellten absoluten Forderungen. In allen Wendungen ruht Schillers Urteil, wie später im einzelnen gezeigt werden wird, auf der Ueberzeugung, dass das Grundrecht des Individuums ist Selbstzweck, d. h. frei zu sein und dass diesem Freiheitsrecht vor allem die Maximen der Politik Rechnung zu tragen haben. So eng er sich mit diesen Lehren an die naturrechtliche Richtung des Zeitgeistes anschliesst, so ist er doch über dessen unhistorische Denkweise weit hinaus. Der Staat und das gesellschaftliche Leben sind für ihn keine abstrakten Verstandesschöpfungen, sondern beruhen auf lebendigen Kräften der menschlichen Natur.

Schon in den Räubern hatte er die Blutliebe als Fundament der Gesellschaft angesehen²⁾. Dort zeigt sich seine Stellung vor allem in negativer Wendung. Franz, der die ganz primären Gefühle für Vater und Bruder nicht empfindet, ist auch seinen Untergebenen ein kaltherziger, mitleidsloser Herr, die soziale Sünde eine selbsterständliche Folge des Mangels an Zuneigung für die Blutsverwandten. Diesen

¹⁾ Vgl. für alles Folgende als Parallele, Rousseau, der Gesellschaftsvertrag. Es kommt nicht nur auf einzelne Stellen, sondern auf den Gedankengang des ganzen Werkes an.

²⁾ Kühnemann, a. a. O. p. 40 u. 58.

Fragen steht Schiller auch in seinem ersten Geschichtswerke in gleicher Weise gegenüber. Die Familienbande sind die natürlichen und ersten Verbindungsglieder der Menschen untereinander. Darum eifert er gegen die Vorschrift des Zölibats der Geistlichen und Mönche von seiten der katholischen Kirche und sieht das ganze Gegenbild einer solch unnatürlichen Existenz in Egmont, dessen Verhältnis zur Nation sich durch seine zahlreiche Nachkommenschaft um so inniger gestaltete¹⁾.

Schon an diesem Punkte zeigt sich, dass Schiller keineswegs in Gefahr ist, durch die am Ideal orientierte Betrachtung des Lebens den eigenen Charakter der Wirklichkeit zu verkennen. Er ist davor behütet durch seinen realistischen Scharfblick und den Reichtum seiner philosophischen Anschauungen. Dieser kommt sogar der Erkenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge selbst zugute, die er aus den letzten Bedingungen gesellschaftlicher Existenz überhaupt zu erklären unternimmt. Mit eindringendem Verständnis verfolgt er den Einfluss der äusseren Natur auf alle Gebiete des Kulturlebens die ihm von der Wirtschaft bis in die erhabensten Sphären der Idee in einheitlichem Zusammenhange erscheinen.

Den realen Faktoren, die das gesellschaftliche Leben bedingen, zugewandt, schlägt er den Einfluss der natürlichen Bedürfnisse auf die Gestaltung der Staatsverfassung ausserordentlich hoch an. Er formuliert diesen Gedanken einmal ganz präzise in dem Satze „Der erste Gesetzgeber ist die Not“²⁾, d. h. die Verfassung eines Landes ist die gesetzliche Regelung seiner Bedürfnisse.

Schiller ist der Ansicht, dass jedes Volk allerdings erst mannigfaltige, freilich ihm selbst in diesem Sinne nicht bewusste Versuche anstellen muss, „ehe es das dauerhafte Band endlich finden lernt, das der Vergänglichkeit trotzen soll“³⁾. Im Hinblick darauf beurteilt er selbst die Verbindung

¹⁾ II, 77.

²⁾ II, 25.

³⁾ II, 292.

einzelner Schichten der Bevölkerung oder einer ganzen Nation. Die angeführte Stelle z. B. findet sich bei seiner abschliessenden Kritik des Geusenbundes.

Die Bedürfnisse sind natürlich unendlich variabel und in weitem Umfange abhängig von der Natur des Landes, seiner geographischen Lage, Bodenbeschaffenheit u. dgl. m.¹⁾. Die Niederlande bieten dafür ein charakteristisches Beispiel.

Die Gesetze, „die auch hier später sind als das Gewerbe“²⁾, werden der vorausgegangenen Entwicklung nach Schillers Ansicht im höchsten Masse gerecht. Man fand hier der ökonomischen Lage der Bevölkerungsschichten angemessene Normen“ „und gründete die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft“³⁾. Nur die Verfassung, die den Lebensbedürfnissen des Volkes angemessenen Ausdruck gibt, vermag auch auf seine Entwicklung günstig einzuwirken. „Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vorteile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte“⁴⁾. Die Wahrheit dieser Behauptung zeigt sich in vollem Umfange schon bei der Androhung der Einsetzung der Inquisition in Antwerpen; diese löste die geltenden Rechtsnormen auf und raubte den Bürgern so mit dem objektiven Schutz den Glauben an die gegenseitige Zuverlässigkeit, das Vertrauen, ohne welches besonders ein Handelsstaat nicht gedeihen kann (II, 65 und VI, 45). Darum blieb in den Niederlanden so lange alles beim Alten, auch als die neuen Herrscher schon mehr Macht besaßen, als den Spitzen der Republik einst gegönnt war. Auch Karl V. tastete die Fundamente nicht an und änderte nur einige Punkte seinen politischen Zielen gemäss, aber in den überkommenen Formen. „Staatskundiger, nicht gerechter als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnisse des Ortes und

¹⁾ Vgl. Montesquieu, der Geist der Gesetze, Leipzig 1891. Kap. 18, 1 u. 2, Kap. 19 u. 20.

²⁾ II, 26.

³⁾ II, 24.

⁴⁾ II, 28 u. 35.

der Gegenwart und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte¹⁾. Erst Philipps Regiment bedeutet eine totale Umwälzung der Taktik; er wollte seine persönlichen Ueberzeugungen allein starr und unnachsichtlich in die Praxis übertragen. Abgesehen davon, wie diese an sich geartet waren, begeht er mit dieser Tendenz nach Schillers Meinung einen Fehler, der sicherlich den Ansichten Wilhelms von Oranien beipflichtet, „dass die Regierungskunst den Geist der Zeiten begleiten soll“²⁾ und „die Gesetze sich den Sitten, die Maximen den Zeiten anschmiegen müssen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll“³⁾. Er spricht diesen Gedanken übrigens ganz direkt als Tadel des Monarchen aus, wenn er sagt: „so sehr konnte Philipp seinen Charakter nicht verleugnen, dass er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben, einen anderen Glauben erlaubte“⁴⁾. Philipp wollte zwei Länder nach gleichen Grundsätzen beherrschen, die im Innersten grundverschieden waren. Schiller führt zur Stütze seiner Ansicht eine diesem Punkt gewidmete Betrachtung des Grotius an, der ja bekanntlich eine seiner Hauptquellen ist. Damit begnügt er sich aber keineswegs, sondern benutzt jede Gelegenheit um zu zeigen, wie sich die grundsätzliche Gegensätzlichkeit dieser Völker auf allen Lebensgebieten ausprägt. Sie sind Anhänger zweier Religionen, die, wie später noch ausführlich erörtert wird, auf völlig verschiedene Sphären der Seele begründet und daher geradezu entscheidende Kriterien kontrastierender Menschentypen sind. Auch im Staatsleben sind sie durch Anlage und historische Entwicklung während Jahrhunderten Parteigänger prinzipiell entgegengesetzter Regierungsformen. Sie sind so unvereinbar, dass Schiller ganz konsequent zu der Ansicht gelangt,

¹⁾ II, 40.

²⁾ II, 179.

³⁾ II, 181.

⁴⁾ II, 141. Vgl. dazu Montesquieu a. a. O. Kap. 14,1.

dass bei der Endlichkeit der menschlichen Seele nicht einer zugleich Herr über beide sein könne¹⁾.

In der Art, wie Philipp sich mit diesen Schwierigkeiten seiner Regentenaufgabe abzufinden sucht, sieht Schiller eine neue charakteristische Seite der Despotie. Sein Auge ist nicht im Stande, den Umfang seines aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Riesenreiches zu überschauen, dessen Schicksal er allein bestimmen will. „Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers. Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hilfe; gleich dem Naturforscher setzt er Kenntnisse und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Uebersicht erleichtert und wozu sich alle Individuen bekennen müssen“²⁾. Die Enge seines Horizontes, eine Anlage zur Pedanterie, zur Neigung des Lebens Mannigfaltigkeit durch Hineinzwängen in ein gedankliches Schema zu beschneiden, erzeugte seine Liebe zur Einförmigkeit, ohne die er nicht regieren konnte, die aber für Schiller zugleich ein wesentliches Zeichen des Despotismus ist. Das Schicksal schon hatte ihn zum genialen Regenten gestempelt. „Philipp musste umso viel mehr Despot sein, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war oder m. a. W. er musste sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte“³⁾.

Die Freiheit, an der der Gewaltherrscher sich versündigt, ist hier das Recht der Entwicklung des Individuums zu seiner Bestimmung. Während der Despotismus sie aus dem Wege zu räumen sucht, wird jedes fortschrittliche Staatsleben seinen Sinn darin sehen, sie zu fördern. Freilich stösst auch die grösste Politik dabei auf eine grundsätzliche Schwierigkeit, die Schiller sofort am tiefsten Punkte fasst: die vollkommene Ordnung des Gemeinschaftslebens bleibt ein letztes ideales Ziel, das keine Wirklichkeit erreicht, denn „allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Glück-

¹⁾ II, 38.

²⁾ II, 57.

³⁾ II, 57.

seligkeit des Individuums zusammengehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Teile allgegenwärtig verbreitet“ II, 54.

Schon Schillers bisherige Kritik am Despotismus hatte ihre letzte Grundlage in den sittlichen Forderungen, die die Normen seines politischen Urteils sind. Vor diesem Massstabe, mit dem er alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens bemisst, kann die Despotie grundsätzlich nicht bestehen. Da ihm Philipps Staat aber als ihre reine Ausprägung erscheint, wird sein ganzes Werk zu einem leidenschaftlichen Protest; auch der Abfall der Niederlande ist ein Aufruf in tyrannos. Die Gründe der Ablehnung der Despotie treten in den Motiven der Geringschätzungs Philipps deutlich und sehr scharf heraus, weil die sachliche Kritik an den Prinzipien durch persönliche Stellungnahme gegen Personen und Institutionen geübt wird.

Diese Kritik am Despotismus ist keineswegs dahin auszulegen, dass Sch. ein Feind monarchischer Staatsform überhaupt ist. Er unterscheidet nach dem Geist, der sie erfüllt, „Monarchien, die sich dem Despotismus nähern und Republiken, die Könige haben¹⁾.“ Die letzteren kommen mit seinen sittlichen Ueberzeugungen durchaus überein. Das Volk gibt sich die Gesetze, denen es gehorcht und regiert doch nicht als Masse, wozu es — um seine späteren Darlegungen vorweg zu nehmen — ganz unfähig ist; dem Herrscher bleibt das Amt „Bewahrer der Gesetze zu sein²⁾.“ Das klare Bewusstsein, welche Hoheit der Seele in dieser Idee vor ihm gefordert ist, erzeugt Schillers tiefe Verehrung der Majestät, die, wie er sagt, „gleich der Gottheit mit Wohltun ihre Pfade bezeichnet³⁾.“ Der schlagendste Beweis seiner tiefwurzelnden Bewunderung für den wahren Regenten aber ist die so oft und scharf betonte grundsätzliche Missbilligung der Auffassung Philipps von seinen Monarchen-Rechten und -Pflichten. Er gibt ihm selten andere Beiworte als der

¹⁾ II, 95.

²⁾ II, 5

³⁾ II, 88.

Tyrann und der Despot und sucht ihn als solchen in allen seinen politischen Handlungen zu erweisen.

Dass er das Volk zum Werkzeug seiner Willkür machen wollte, scheint Schiller aus allen seinen Neuerungen hervorzugehen. Als er seinen Aufenthalt in den Niederlanden beendete, „wo er ein Fremdling war, wo so vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand¹⁾“ und der Provinz als obersten Beamten einen Statthalter als seinen Stellvertreter geben musste, schloss er Wilhelm von Oranien und Egmont, die natürlichen Vertreter einer nationalen Politik zu Gunsten eines fügsamen Werkzeuges seines Willens aus. „Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volkes zu Gebote stand²⁾“. Auch das Parlament, durch welches die Bürger an der Regierung teilnehmen, sucht er aus dem Wege zu räumen. An Granvella findet er einen tatkräftigen Gesinnungsgenossen. Dieser sucht das Zusammentreten der Mitglieder nicht nur in einem Augenblick zu verhindern, wo sie möglicherweise nicht so sehr die wohlverstandenen Rechte des Volkes als die Partei des Aufruhrs überhaupt vertraten, sondern er stellt der Motivierung des ungeeigneten Zeitpunktes die ganz prinzipielle voran, „dass ein solcher Schritt zu allen Zeiten misslich ist, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken³⁾“.

Freilich hatte sich Philipp in dem schweren Kampf gegen die Niederländer, die es ja von einer bereits erreichten recht ansehnlichen Stufe der Freiheit in völlige Abhängigkeit herabzudrücken galt, den trefflichsten Bundesgenossen zu gewinnen verstanden, nämlich die katholische Kirche. Ihre Tendenzen sind nach Schillers Ansicht prinzipiell genau die gleichen wie die Philippps. Sie erstrebt wie jener eine absolute Herrschaft, die sich freilich in erster Linie

¹⁾ II, 70.

²⁾ II, 78 u. 79.

³⁾ II, 113.

auf die Geister erstrecken würde, aber infolge davon auch nach äusserer Macht trachten zu müssen meint. Da auch ihr Bereich bei möglichster Unterdrückung des Volkes am grössten ist, fanden sich die gleichgesinnten Parteien zu gemeinsamer Arbeit zusammen. „Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und musste es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und wie jene sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck machte die Religion notwendiger und teurer. Blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüter zu einem blinden, bequemen Glauben und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie ihre Dienste wieder¹⁾.“

Man sieht, Schiller hat mit Argumenten nicht gespart, um Philippps Staatsmaximen ins rechte Licht zu stellen. Er hat in seinen Einrichtungen die Regierungsweise des Despoten κατ' ἐξοχῆς bis ins detail verfolgt, am historischen Beispiel das System der Despotie in der Anwendung nach den verschiedensten Richtungen verfolgt und eindringlicher als durch theoretische Deduktionen durch diesen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben das lebhafteste Gefühl seiner Verwerflichkeit erweckt. Aber er sucht seinem Bilde immer neue Lichter aufzusetzen; so muss man noch als einen wesentlichen Beitrag zur vollendeten Kenntnis seiner Anschauungen von der Despotie das Kapitel über Granvella, das grösste des ganzen Buches, heranziehen. —

Die prinzipielle Verbindung zwischen der Staatsform und dem Manne, dessen Amt es war, sie in der Wirklichkeit auszuprägen, spricht er selbst in dem bereits in anderem Zusammenhange teilweise zitierten Satze aus: „Granvella besass alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes, für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken die Könige haben²⁾.“ Es ist ausserordentlich bedeutungsvoll, dass er den Typus, dem Granvella zu-

¹⁾ II, 54. d

²⁾ II. 95.

gehört, den Grundzug seines Wesens, der ihn treffender schildert, als die Fülle individueller Eigenschaften, bezeichnet mit seiner Eignung für den Dienst des Gewaltherrschers. In der Betonung dieser Beziehungen liegt den bisherigen Betrachtungen gegenüber eine neue Wendung. Der Wert des Staates wird jetzt beurteilt nach dem Einfluss, den er auf die Charakterentwicklung seiner Glieder ausübt¹⁾.

So malt in Granvella sich die Despotie.

Schiller entwirft ein ausserordentlich eingehendes Porträt dieses Mannes, nicht nur wegen seiner politischen Stellung, die ein ganzes Volk in seine Macht gab oder seiner historischen Bedeutung für die niederländische Bewegung wegen, sondern offenbar um des ganz eigenen Reizes seiner Persönlichkeit willen. Er wendet bei der Schilderung seiner Gaben fast überschwengliche Ausdrücke an und wird nicht müde, die Fülle seltener Fähigkeiten, die er vereinigt, „die Talente, womit ihn die Natur verschwenderisch ausstattete²⁾“ überhaupt die Bedeutung seiner Veranlagung zu rühmen. Er sagt: „Ein tiefdringender vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten grossen Geschäften, die ausgebreiteste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleisse und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtigen Maschinengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, die Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüt versuchte³⁾.“ Auf diesen Ueberzeugungen vom Wesen Granvellas fussend nimmt Schiller gegen gewisse Einzelheiten der Ueberlieferung recht energisch Stellung zu seinen Gunsten II, 126. Er reinigt sein Bild von den entstellenden Lügen, durch die es der

¹⁾ Hier scheidet sich Sch. besonders von der rein darstellenden Art Montequieus, dem er sonst in vielen Punkten folgte, weil ihm — wohl schon durch Kant angeregt — die Idee der Menschheit als Aufgabe vorschwebte. Vgl. Tomaschek: Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft p. 122.

²⁾ II, 91.

³⁾ II, 92 ff. Vgl. damit das Referat der Charakteristik Goanvellas bei Schiller von Janssen, a. a. O. p. 39 ff.

Hass des einst von ihm geknechteten Volkes verunstaltet hat und zeigt im Einzelnen wie seine Aufgabe und seine Lage notwendig zu dieser verzerrenden Auffassung führen mussten. So erscheint er als die höchste Form des Politikers, dessen der despotische Staat überhaupt fähig ist.

Aber gerade wegen seiner so überaus wohlwollenden Stellung Granvella gegenüber, fallen auch seine abschätzigen Urtheile über ihn schwerer ins Gewicht und regen besonders an, hier nach den Motiven zu forschen. Freilich sind sie nicht schwer zu ergründen. Bisher war nur herangezogen worden, was Schiller über Granvellas einzelne Eigenschaften zu sagen hatte, noch ist das letzte Wort über die Persönlichkeit nicht gesprochen. Gerade beim sittlichen Charakter, dem tiefsten Punkte jeglicher Menschenbeurteilung setzt Schillers Verurteilung Granvellas ein.

Dieser Mann, den seine natürlichen Fähigkeiten über die Menge der Durchschnittsexistenzen weit hinaus hoben, der wie selten jemand dazu berufen gewesen wäre, ihnen Führer zu sein und Segen zu stiften, kennt keine höheren Ziele, keinen edleren Ehrgeiz, als als geknechteter Diener Philipps despotischer Gelüste die Fülle seiner Kraft zu genießen. Er erniedrigt sich zum Werkzeug des Despoten um in seinem Reich das höchste Amt zu erlangen und zu behalten. „Mit bewunderungswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüt seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorausgeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hilfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm grossmütig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem anderen leibeigen zu machen, verstand Granvella; so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg und nur so konnte Philipp II. beherrscht werden“¹⁾. An einer anderen Stelle berichtet Schiller noch eingehender,

¹⁾ II, 91.

wie tief er sich beugen, sich seiner selbst entäussern musste, um in der Sonne von Philipps Gnade zu leben¹⁾. Sie lautet: „Das leiseste Aufwallen erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigentumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem Seinen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluss gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigen Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süsse Bewusstsein eigener Ueberlegenhaft und Kraft musste er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blick des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigentümlich besass, um sie von der Grossmut des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner anderen Quelle als dieser fliessen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben²⁾.“ So zeichnet Sch. in Granvella die Gestalt des vollendeten Fürstendieners. Die Verwerflichkeit dieses Typus tritt an einem Manne wie ihm besonders scharf hervor, weil seine hervorragende Befähigung gerade den Mangel an sittlicher Grösse ins hellste Licht setzt. Durch diesen Mangel ist er ein neues glänzendes Zeugnis für die Unmoral jeglicher Gewaltherrschaft. Sie erzieht die Menschen dazu, gegen ihr Urrecht zu handeln, die Freiheit niederzuwerfen, statt sie entwickeln zu helfen.

In der Ueberzeugung von der allseitigen Schädlichkeit der despotischen Staatsform liegt der Grund seiner Sympathie für das Vorgehen der Niederländer im Kampf gegen Spanien. Seine Parteistellung richtig zu sehen, ist nicht ganz leicht, da sie den Motiven der Handlungen der Niederländer und ihren Resultaten gegenüber beträchtlich divergiert. Da seine Urteile aus dem moralischen Bewusstsein fliessen, berücksichtigen sie zunächst die Situation am wenigsten rein völkerrechtlich. Er hält sich auch in diesem Gebiet wieder mehr an die Kriterien, an denen die Gesetze gemessen werden

¹⁾ Vgl. Montesquieu, der Geist der Gesetze p. 27.

²⁾ II, 94.

müssen. Eine Stelle gibt ganz ausdrücklich Zeugnis davon, dass er das Widerstandrecht der Völker nach den Normen Rousseaus beurteilt¹⁾. Im gleichen Zusammenhange betont er auch, dass in der äusseren Durchföhrung des Religionskampfes die politische Gerechtigkeit auf Seiten der Verfolger der Reformation stehe. Er ist sogar der Ansicht, die Aufständischen hätten wohl selbst eingesehen, dass ihr Verfahren keineswegs zweifelsfrei sei: „Die Rebellion schien Anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souveräns gegen die willkürlichen Anmassungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen²⁾.“ Diese Bemerkungen sind aber sicher vor allem als Zeichen seiner Bedenken gegen die Zulässigkeit der Durchführung des Widerstandsrechts durch einen Aufstand aufzufassen. Den billigen Ansprüchen sollte auf legalem Wege zur Erfüllung verholfen und die Wiederherstellung des „richtigen Rechtes“ nicht durch Gewalttätigkeit, d. h. durch ein ungesetzliches Mittel erzwungen werden. Den Gegensatz zwischen dem Wert der Forderung und dem Mittel ihrer Realisierung spricht er selbst unzweideutig aus. Es heisst: „Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen³⁾.“

So ist schon nach einer Richtung hin, Recht und Unrecht im Verhalten der Niederländer geschieden und auch noch nach einer anderen erweist es sich als notwendig, um Schillers Position wirklich gerecht zu werden. Zweifellos vertreten ihm die vereinigten Provinzen die gute Sache, weil die Verfassung, die sich als Resultat ihres Kampfes ergeben sollte, die Ideen der Freiheit und Gleichheit im weiten Umfange realisiert. Die Bürger brechen mit dem Abfall von Philipp die eisernen Fesseln des Despotismus, sie lehnen sich gegen die Maxime auf, nur Mittel der Will-

¹⁾ II, 5.

²⁾ II, 14.

³⁾ II, 44. Vgl. auch Wallenstein, die Piccolomini I. Aufzug, 4. Auftritt, Octavio: Mein Sohn, lass uns die alten engen Ordnungen gering nicht achten! u.s.w.

kür des Herrschers zu sein und nähern sich dem Ziel als Zweck des Staates auch Träger der höchsten Gewalt zu werden, etwa in der Form, die sich im Lauf der Jahrhunderte bis zur Regierung Karl V. ausgebildet hatte. Schillers Kritik lautet nicht für alle einzelnen Etappen des Verlaufs gleich günstig für die Niederländer. Er tadelt, dass der republikanische Geist „in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, sowie die monarchische Gewalt die Spitze des Despotismus erstieg ¹⁾“ und verfehlt nicht im einzelnen Fall auf die Ausschreitungen nach dieser Seite hin aufmerksam zu machen.

Noch viel schroffer lautet im grossen und ganzen sein Urteil über die Motive, die die einzelnen Klassen Gesellschaftsgruppen und Personen bestimmten, sich gegen Philipps Massnahmen aufzulehnen. Nur in einem einzigen Fall scheint seinen eigenen Worten nach eine Ausnahme vorzuliegen: Bei der Reaktionsbewegung des Volkes gegen Granvella ²⁾. Liest man seine Ausführungen aber ganz genau, so finden sich auch Stellen genug, die die begeisterte Darstellung der Empörung aus reiner Ueberzeugungstreue und Un~~eigen~~nützigkeit sachlich korrigieren ³⁾. Der Eigennutz in allen Formen ist für ihn der mächtigste und fast ausschliessliche Antrieb der Menschen in ihren Aktionen und so auch in dieser Bewegung. Er weist sein Walten mit unverhüllter Schärfe bei allen ihren Trägern nach. Am deutlichsten spricht die tiefe Eingewurzeltheit dieser Ueberzeugung aus dem lebhaften Erstaunen, dass sich seiner bemächtigt, wenn das Streben nach dem Privatvorteil einmal nicht den Ausschlag gibt. Er führt als den schlagendsten und zugleich „merkwürdigen“ Beweis, „wie weit damals der Hass gegen die Inquisition und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist“, die Tatsache an, „dass sie lieber auf alle Vorteile Verzicht tun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres

¹⁾ II, 41.

²⁾ II, 122 u. 113.

³⁾ II, 108, 109, 414 u. a.

Gewerbe notwendig verbreiten musste, als jenes verhasste Gericht durch ihre Beistimmung befördern und dem Vorteil des Ganzen zuwiderhandeln¹⁾.“ Seiner Ansicht nach trugen Nützlichkeits erwägungen auch in erster Linie mit dazu bei, den Ausbruch der Empörung unter der Regierung Karls V. zu verhindern, da die staatsrechtlichen Bedingungen zum Widerstand auch schon vorhanden waren²⁾. Er weist nach, dass die gleichartigen Motive unter den veränderten Verhältnissen als wichtigste Beweggründe zum Abfall vom Herrscherhause drängten.

Schiller hat also, wie sich schon aus diesen kurzen Ausführungen ergibt, — die besonders für seine Stellung zu den konfessionellen Parteien noch recht reich zu ergänzen waren — der objektive Wert der Bestrebungen der Niederländer, um dessentwillen er zu ihnen steht, über die Natur ihrer Ursachen nicht täuschen können. Der Gegensatz, den er hier empfindet, manifestiert sich, wenn auch nuanciert, in dem Satz: „Adel und Volk, Laien und Priester treten gegen die gemeinschaftlichen Feinde zusammen und indem alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen³⁾“.

¹⁾ II, 106.

²⁾ II, 46

³⁾ II, 103. Diese Feststellung zeugt zunächst allein für die Nüchternheit von Schillers geschichtlichem Urteil. Auch den idealen Errungenschaften der Geschichte gegenüber bleibt er sich der rein persönlichen Antriebe ihrer Entstehung bewusst. Durch die ständig erneute Erfahrung erzeugt sich in ihm allmählich die grundsätzliche Ueberzeugung von der Verschiedenheit des Charakters der Resultate des Geschichtsverlaufs und der Absichten der handelnden Personen. Er macht sie zunächst für die Geschichtsbetrachtung selbst fruchtbar, indem er davor warnt, die grossen historischen Ereignisse als reine Verwirklichung sorgfältig entworfener Pläne aufzufassen. So sagt er auch von dem Abfall der Niederländer: „Doch denke man nicht, dass dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorhergegangen oder dass sie bei dem Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewusst haben, an dem sie nachher landeten. So reif als es zuletzt dastand in seiner Vollendung erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig als vor Luthers Geiste die

So ist Schiller auch nicht in Gefahr durch die grundsätzliche Ablehnung der Tyrannis etwa ein Parteigänger der Ochlokratie zu werden. Seine Antipathie wird sogar im letzten Fall noch verstärkt durch seine geringe Meinung von der Masse, die ja schon andeutungsweise aber noch keineswegs im vollem Umfange hervortrat. Dadurch gerade wird er vor schematischer Deutung und der damit oftmals verknüpften bedingungslosen Ausdehnung der Demokratie bewahrt. Die Form, in der sie sich seiner Meinung nach ausprägen soll, ist nur sehr vage bestimmbar, scharf und deutlich ist nur negativ der Prozess gegen das Bestehende. Aber seiner Haltung den einzelnen Staatsgliedern gegenüber sind doch gewisse Gesichtspunkte für erstrebenswerte Gestaltungen zu entnehmen.

Dass er Monarchie und Demokratie grundsätzlich für vereinbar hält, ist bereits gesagt worden. Im Laufe der Vorgeschichte hat er dann Verhältnisse gezeichnet, die seine Vorstellungen näher veranschaulichen. Die Gegenüberstellung des alten und des neuen Regimes in den Niederlanden liefert eine erhellende Illustration möglicher Unterschiede des Geistes und der Ziele der Monarchie durch einen prägnanten Fall.

Schillers Anschauung von der Grundform des demokratischen Staatswesens bedingt schon, dass er auch bei der weiteren Ausgestaltung im einzelnen die Gleichheit, die die

ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablasskram aufstand (II, 16) Bei der Mannigfaltigkeit, der in der Geschichte gegen einander wirkenden Momente sind alle schliesslichen Resultate für das menschliche Bewusstsein doch unvorhergesehen, im tiefsten auch unberechenbar und damit zufällig. In diesem Sinne heisst es: „Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeibringen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall“ (II, 16) So kommt es auch, dass die egoistischen Absichten oft über persönlichen Werten liegen, demgegenüber „steht es uns frei, über die kühne Geburt des Zufalles zu erstaunen oder einem höheren Verstand unsere Bewunderung zuzutragen“ (II, 17). Die Naturabsicht wird hier bereits wenigstens als eine Möglichkeit angedeutet.

Freiheit verbürgen soll, nicht als Gleichförmigkeit versteht und realisiert wissen will. Er tadelt nicht nur die auf ständische Nivellierung abzielenden Versuche gelegentlich ganz direkt mit sehr harten Worten¹⁾, sondern zeigt auch mehrfach Verständnis und Billigung des Klassenbewusstseins²⁾. Man möchte meinen, dass ein gut Teil davon in ihm selbst rege ist und teil hat an seiner eingewurzelten und uneingeschränkten Verachtung der grossen Menge des Volkes, die aus Ueberlegungen, wie aus Empfindungen resultiert³⁾. Der Beispiele, die diese Gesinnung belegen, sind unzählige, manchmal nur spricht er gemässigt von der Masse, im allgemeinen vom Pöbel mit recht wenig schmückenden Beiworten. Ihm haften alle erdenklichen groben Fehler an, Feigheit (II, 119), Niedrigkeit der Gesinnung (II, 168), gedankenlose Neuerungssucht (II, 203 u. 206), Trägheit (II, 234), Unzuverlässigkeit (II, 274) und vor allem Urteilslosigkeit (II, 286, 89 u. 119). Diese Eigenschaft ist seiner Meinung nach gerade bei der Ausgestaltung eines republikanischen Staatswesens besonders zu bedenken. Ihren verderblichen Konsequenzen auszuweichen, wurde er wohl allermeist zur Begünstigung der Monarchie bestimmt, in der der Nutzen der Allgemeinheit ohne die Schäden einer wirklichen Volksregierung erreicht werden sollte. Er lobt deshalb auch, indem er freilich von der im besonderen Falle waltenden Tendenz absieht, die von Philipp getroffene Einrichtung den allgemeinen Staatsrat in einzelnen Fällen zu einem engeren Ausschuss der Konsulata zusammenzuziehen. „Denn bei grossen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Ratschluss mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefasst werden, wie noch

¹⁾ II, 44.

²⁾ II, 108 u. 95.

³⁾ Ohne hier den Einfluss Voltairer und Rousseaus übersehen zu wollen.

wohl in einem engeren Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind, nicht zu bedenken, dass bei einer zahlreichen Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe voranzusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen auf Seiten der Unvernunft lenken“¹⁾).

In Schillers Eintreten für die Demokratie und seiner abschätzigen Beurteilung der Volksmassen einen Gegensatz sehen, heisst Idee und Realität verwechseln. Schiller hat die Tiefe dieser Kluft besonders gut ermessen, mit nüchternem Blick gewisse Ursachen der misslichen Verhältnisse erkannt und mit Klarheit und philosophischer Einsicht sie zu bessern gesucht.

Massgebenden Einfluss schreibt er vor allem den ökonomischen Bedingungen zu. Die Bedeutung des Wohlstandes für das Kulturniveau einer Nation, die er mit allseitigem Verständnis in der Entwicklung der Geschichte der Niederländer hervorhob, zeigt sich für ihn erneut beim Mangel am notwendigsten Besitz in den tieferen Schichten der Bevölkerung. Der Besitz ist eine mächtige und natürlich zur Ruhe erziehende Instanz, wer möchte ohne Zwang das mühselig Errungene aufs Spiel setzen? Er verleiht Freude an staatsbürgerlicher, von den Gesetzen geschützter Existenz auch der psychische Einfluss ist unverkennbar. Reichtum verleiht Gleichmässigkeit und Festigkeit, die wechselnde Glücksumstände nur zu leicht vernichten. Not setzt die Menschen den Wechselfällen des Lebens aus und der äussere Rhythmus setzt sich bald in inneren um. Die Gefahr liegt nahe, zum Spielball der Verhältnisse zu werden, sich von dem Umständen statt von Prinzipien bestimmen zu lassen. So werden durch den Mangel leicht minderwertige Charaktere erzogen, Im grössten Massstabe zeigt sich die mangelnde Festigkeit im Staatsleben. Wer nichts zu verlieren hat, kann bei allgemeiner Empörung einer eventuellen Neuordnung der Verhältnisse nur gewinnen. Schiller hat den Anteil solcher Glücksritter, Einzelgestalten und ganzer Ge-

¹⁾ II, 89.

meinschaften an den verschiedenen Stadien des Abfalls mehrfach hervorgehoben, ohne auch seine Parteigenossen zu schonen. Nun verurteilt Schiller wie gesagt an sich jede Empörung, als illegales Mittel, das die höchste Bedrängnis kaum rechtfertigt und legt darum besonderen Wert auf die Motive, denen sie in jedem einzelnen Fall entstammt. Die Vergleichung der Bewegungen, die zum Sturze Mazarins und Granvellas führten, liefert wichtige Anhaltspunkte für seine Urteilsweise, weil er sich nicht eigentlich über die historischen Facta, sondern über ihre allgemeine Natur auslässt. Der Aufstand der Pariser, war die Geburt der Armut, ausgelassen aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und unedel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichtums. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den sie waffneten, gegen Granvella die Nation . . . jener hatte mit dem Prinzen des Geblüts und dem Pairs des Königreichs wieder dieser mit dem eingeborenen Adel und den Prinzen zu ringen, aber anstatt dass die ersteren ihren gemeinschaftlichen Feind nur deshalb zu stürzen trachteten um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die letzteren die Stelle selbst vernichten und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte“ ¹⁾).

Von den ökonomischen Bedingungen sind die rechtlichen kaum zu trennen. Die rechtliche und moralische Stellung, die man den Bevölkerungsteilen im Staat zuerkennt, bestimmt ihr Verhältnis ihm gegenüber im hohen Grade. Schiller macht z. B. darauf aufmerksam, dass die Bilderstürmer, die sich am schärfsten gegen Recht und Gesittung vergingen, von der Gesellschaft ausgestossen waren, sich gleichsam im Zustande des Naturrechts befanden ²⁾). Durch die Rechtsbeugungen und Grausamkeiten der Ketzerverfolgungen hatte der Staat selbst zur Depravierung der Opposition das meiste beigetragen ³⁾). Hier zeigt sich in einer neuen Wendung

¹⁾ II, 123.

²⁾ II, 218.

³⁾ II, 121.

der Gedanke, der schon bei der Beurteilung der Persönlichkeit Granvellas geltend gemacht wurde; die immanente Tendenz des Staates auf seine Glieder erzieherisch zu wirken, ergibt andererseits die Pflicht, alle Institutionen zum Guten wirkend zu gestalten.

Mit dem gleichen Enthusiasmus und gleich starker Ueberzeugungstreue, mit der Schiller für die freiheitliche Gestaltung des Staatslebens nach Vernunftprinzipien eintritt, bekennt er sich in seinem Werke zu der Partei der Niederländer auch da, wo sie für die Unabhängigkeit ihres geistigen Lebens gegen den Versuch der Versklavung durch Philipp Spanien und das Papsttum kämpfen. Dieser Kampf wird auf religiösem Gebiet ausgefochten und so werden die politischen Gegner auch zu erbitterten Streitern um ihre Konfessionen.

Schillers Stellung zu diesem Streit ist, wie bereits angedeutet, ausserordentlich durchsichtig, aber auch von besonderem Interesse als Zeugnis seines Verhältnisses zu diesen wichtigsten Problemen des Kulturdaseins der Menschen.

Charakteristisch ist, dass ihm die Zuordnung der Parteien beinahe logisch notwendig erscheint. Den Despotismus vertritt der Katholizismus und die Hierarchie, gegen ihn wehren sich die Anhänger der Reformation und der freiheitlichen Staatsformen. Ganz analog ist auch hier der Protest gegen das Bestehende die Kritik der realen Gewalten deutlich und prinzipiell straff, die Ansätze zu positiven Vorstellungen oder gar Vorschlägen naturgemäss schwächer. Die Betrachtung geht daher am vorteilhaftesten von seinen Angriffspunkten aus.

Seine Einwände gelten wesentlich weniger der Lehre als den Grundsätzen ihrer Vertreter und des Systems der katholischen Kirchenherrschaft im allgemeinen. Unangefochten freilich bleibt das Dogma auch nicht, weil es den notwendigen Vernunftforderungen nicht adaequat ist. Schiller ist weit davon entfernt, die Religion völlig zu rationalisieren. Gerade das unterscheidet ihn von so vielen typischen Auf-

klärungsschriftstellern ¹⁾. Er weist wie moderne Religionspsychologen auf die gefühlsmässige Wurzel der Religion hin, auf die damit gegebene Möglichkeit sich mit ähnlichen Gefühlen gleicher Unmittelbarkeit — zu denen er hier auch die Vaterlandsliebe zählt — zu verflechten und zu gesteigerter Intensität zu erwachsen ²⁾. Er scheidet ganz ausdrücklich den religiösen Sinn überhaupt von den besonderen konfessionellen Ausgestaltungen, in denen er sich historisch geäussert hat ³⁾. Das ist das Fundament, auf dem seine Kritik der Lehrsysteme sich erhebt. Der Dogmenapparat mit seinem notwendigen Anspruch auf absolute Wahrheit und der daraus abgeleiteten Forderung, das menschliche Leben grundsätzlich zu begreifen und zu bestimmen, muss mit derjenigen Instanz, die dem Menschen jede Erkenntnis als richtig verbürgt, in Uebereinstimmung gebracht werden, damit er von geprüften lebendigen Ueberzeugungen erfüllt sei. Diese Instanz ist die Vernunft. Zweifellos ist es von erheblicher Bedeutung, für die Beurteilung der von Schiller geforderten Beziehung, seinen Vernunftbegriff genau zu analysieren. Aber selbst angestrengte Bemühungen dürften im Abfall der Niederlande nicht zu gesicherten Resultaten führen. Erst in seinen späteren Arbeiten vermag man erheblichere Ansätze zu einem einheitlichen Gedanken herauszustellen. Dafür handelt es sich hier nur um Hauptpunkte, in denen er die Spannung zwischen der katholischen Lehre und der Vernunft geltend macht.

Das erste Argument ist in meisterhafter Weise vorgetragen, in einer knappen völkerpsychologischen Darstellung grössten Stils mit einer ebenso scharfsinnigen als künstlerisch wahrhaft feinen Methode: Miteinander werden charakterisiert die beherrschenden Institutionen des Kulturlebens und die Nationen durch Fundamentalprinzipien der menschlichen Seele ⁴⁾. Da Vorstellungen und Kulteinrichtungen des Katholizis-

¹⁾ In erster Linie ist hier an Voltaire zu denken.

²⁾ II, 61.

³⁾ II, 218.

⁴⁾ II, 42. Montesquies Anregungen sind wohl nicht zu verkennen.

mus in weitem Umfang dem Anschauungsvermögen angepasst sind, von allen Seelenbewegungen am stärksten die Phantasie in Tätigkeit setzen, erweist sich die Neigung der Südländer mit ihrem vorwiegenden Empfindungsleben zu diesem Glauben besonders gross, während den nordischen Völkern eine mehr intellektuell gefärbte Religion besser entspricht. Aus diesen Feststellungen folgert Schiller ein Werturteil. Die hauptsächlichliche Basierung auf die Phantasie bedeutet einen Mangel, weil die Vernunft dabei nicht zu ihrem Recht kommen kann. Diese vollständige, durch die Grundstruktur ihres Glaubens bedingte Gebundenheit der Katholiken, die zwischen den Dogmen und den Ueberzeugungen des eigenen Gewissens keine Brücke kennen kann, tadelt Schiller in den heftigsten und schärfsten Worten. Darum nennt er den Katholizismus „einen dumpfen despotischen Glauben“ ¹⁾ „für gedrückte, traurige Sklaven“ ²⁾ mit der ganzen Kraft eines freiheitsliebenden Mannes, der das Rechte allein aus eigenem zum Guten erzogenen Willen zu tun bestrebt ist, hasst er diesen Despotismus des Wortes neben dem keine Instanz irgendwelche Macht hat. Ueberzeugt vom Werte der Persönlichkeit als Künstler und Kämpfer für den Fortschritt, eifert er gegen diese Tendenz und ihre Propagation durch das Papsttum und Spanien, die den Reichtum der Persönlichkeit vernichten und durch Herstellung öder Einförmigkeit der Kultur unberechenbaren Schaden zufügen muss ³⁾.

Freilich ist es nicht immer leicht, die Grenze zu erkennen, wo Schiller die Religion und wo er ihre Vertreter meint, mit denen er sich wie Voltaire nicht beschäftigen kann, ohne zu den schärfsten Ausdrücken zu greifen, sodass seine Erbitterung, wie eine unmittelbar persönliche wirkt. Er sieht in ihnen lediglich Vertreter einer Idee und fordert, dass sie es ausschliesslich als ihr Amt betrachteten, auf die würdigste Weise durch den eigenen Lebenswandel

¹⁾ II, 41.

²⁾ II, 5.

³⁾ II, 100.

und entsprechende Berufsarbeit zu ihrer Realisierung beizutragen. Diese Anschauung umfasst den Papst mit. Das Haupt der Hierarchie bedeute den Führer der Vorkämpfer Gottes auf Erden. Er hat diese Anschauung treulich an keiner bestimmten Stelle direkt ausgesprochen, aber sie werden noch gewisser als jeder Ausspruch, wenn man sein Werk liest. Nur das in jedem Augenblick gegenwärtige Gefühl der ungeheuren Divergenz dessen, was das Kirchenregiment leisten sollte und wie es tatsächlich arbeitete, konnte Sch. so abschätzig urteilen lassen.

Schon bei seinen Lehren von der Notwendigkeit des Rechtsstaates und den hauptsächlichsten Angriffen Philipps auf die politische Freiheit war der Mönche Erwähnung getan worden. Waren sie den fleissigen Niederländern vor allem wegen ihrer Untätigkeit ein Dorn im Auge, so tadelt Schiller in erster Linie ihr eheloses Leben. Kann man bei dieser Vorschrift der Kirche noch von hohem Ehrgeiz sprechen, so herrscht in der sonstigen Praxis kleinlichste Nützlichkeitspekulation. „Durch fromme Usurpation“ war die Geistlichkeit in den Niederlanden früh mächtig geworden und ihre Stellung nicht einzubüssen, war ihr Hauptbestreben. Die niederen Kleriker wehren sich nicht weniger heftig als die in ihrer Freiheit gefährdeten Niederländer gegen Philipps neue Kirchenverfassung, die sie der Pfründen beraubt und ein strenges Sittenregiment verspricht¹⁾. Ihre Unwissenheit soll erschreckend gewesen sein, gegen ihren Privatnutzen galt ihnen das höchste Interesse der Kirche wenig, wie ihr Verhalten nach der Veröffentlichung der Tridentinerbeschlüsse beweist²⁾. Schiller zitiert sogar eine Stelle aus Hopperus, nach der die Geistlichkeit in Mecheln und Utrecht lieber die Kirche an den Rand des Untergangs bringen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte³⁾.

Schillers Kritik des Papstes bewegt sich etwa in gleichem Rahmen. Das Verhalten gegen die Niederländer ist nur ein

¹⁾ II, 103.

²⁾ II, 157.

³⁾ II, 158.

Spezialfall der allgemeinen Maxime, er tritt in das Völkerleben als rein politische Macht mit Intrigen hinein, mit dem Ehrgeiz sein Gebiet soweit als möglich auszudehnen. Philipp in den Niederlanden zu unterstützen, war er aus mehr wie einem Grunde bereit. Schiller meint hierzu: „Der römische Bischof ist leicht zu einer Neuerung zu bewegen, die den Kreis seiner Gerichtsbarkeit erweitert“¹⁾. Verstand der Papst nach Schillers Ueberzeugung seine Mission grundsätzlich falsch, sobald er ein weltlicher Machthaber neben anderen Souveränen zu sein, beanspruchte, so deutet er auch seinen Beruf als geistlicher Oberhirt nicht richtig; zwei Vorwürfe, die gleich schwer wiegen. Wenn es heisst (pag. 54) „die goldne Zeit der Geistlichkeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes so bedeutet das eine radikale Verwerfung der Tendenzen, die man bei der Gewinnung der Geister im Auge hatte. Von welchen Gedanken musste eine Organisation beseelt sein, die sich der Inquisition als wesentlichen Hilfsmittels bediente? In dieser Institution hat sich der Katholizismus für ihn das Vernichtungsurteil gesprochen. Er sagt: „Schändung der Vernunft und Mord der Geister, heisst das Gelübde der Inquisition, ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande, jede Leidenschaft steht in ihrem Solde“²⁾ Nichts konnte ihm verwerflicher dünken, als der Versuch — der obendrein eine Bankerotterklärung der Produktivkräfte des Glaubens bedeutet — durch die grössten Gewaltmittel den Fortschritt des Denkens zu hindern, Menschen eine innerlich überwundene Gesinnung aufzuzwingen.

Die Gründe, aus denen sich Schillers Gegnerschaft gegen die angreifenden Gewalten im Kampf zwischen Spanien und den Niederländern erklärt, machen ihn wiederum teilweise zum Parteigänger der Bedrohten auch in ihren religiösen Anschauungen, darunter ist keine bedingungslose Billigung zu verstehen. Mit völliger Objektivität berichtet er von den praktischen Uebergriffen der Reformierten und tadelt sie

¹⁾ II, 102.

²⁾ II, 61.

eindringlich. Er vergisst nicht, die Zänkereien der einzelnen Sekten untereinander zu erwähnen und ihre in den kurzen Zeiten der Ruhe und des Erfolges hervorbrechende gegenseitige Unduldsamkeit und auch den Katholiken gegenüber. Diese Mängel modifizieren jedoch seine Grundanschauung nicht, weil der Tadel eigentlich den Prinzipien und der allgemeinen Haltung ihrer Vertreter gilt. Die Reformation bedeutet für Schiller auch weiter als in rein religiösem Verstande eine Tat der Freiheit. Von ihr zu berichten, bereitet ihm deshalb Freude. Die Begeisterung kündigt sich unmittelbar in der Wahl der Worte und im Stil: „Der neuen Wahrheit erfreuender Morgen bricht jetzt über Europa hervor und freudig empfängt der freie Bürger das Licht“¹⁾. Sie ist durch und durch der Sieg lebendiger Kräfte über die Ueberlieferung. Von aufstrebenden Kräften getragen. Die historische Entwicklung hatte allmählich zu scharfem Gegensatz von Glauben und Denken geführt. Diese Spannung findet Schiller in der neuen Lehre bedeutend gelockert. Ihre eigentliche Substanz ist die Ethik²⁾ und deren Basis die Gewissensfreiheit³⁾. Seine Anschauungen sind wiederum aus den Beziehungen zu erschliessen, die er um gewisser Eigenschaften willen zwischen Luthers und Calvins Werk und einzelnen Nationen statuiert. Die neue Lehre entsprach nach Schillers Meinung zunächst mehr der fortgeschrittenen politischen Entwicklung der Niederländer. Der einzelne Bürger war von seiner Bedeutsamkeit und Würde durchdrungen, er fühlte sich als aktives Glied, als eine berechnigte und verantwortliche Instanz im Staate. Die demokratisch freiheitliche Gewöhnung erzog die Menschen zur Forderung der Autonomie auf allen Lebensgebieten und diese bot ihnen das neue Evangelium. „Nichts ist natürlicher als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwert einmal bekannt geworden, die

¹⁾ II, 5.

²⁾ II, 41.

³⁾ II, 42.

das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Tätigkeit aufgeheilt, deren Gefühle durch Lebensgenuss aufgeschlossen, deren natürlicher Mut durch ihre Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer als andere in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben und sich früher als andere wieder davon emporrichten“¹⁾).

Auch das kühlere Blut, das leidenschaftliche Affekte nicht begünstigt und ihre Tätigkeit, die vor allem Kühle und nüchternen Blick erfordert, liess sie verstandesmässige Reflexion vor allem schätzen und üben. Nun brauchten sie auch vor der Religion nicht mehr Halt zu machen. Die besondere Betonung der Ethik, der Notwendigkeit aller Handlungen den moralischen Normen gemäss einzurichten musste ein Handelsvolk vor allem gewinnen, weil es die soziale Unentbehrlichkeit der Rechtschaffenheit täglich als Elementarbedingung seines Gewerbes und des Erfolges seiner Lebensarbeit empfand“. Einem Volke, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volk wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre drängt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen“²⁾).

Die Analyse des philosophischen Gehalts des Abfalls der Niederlande ist mit diesen Ausführungen erschöpft. Es kam darauf an, zu zeigen, welche Ueberzeugungen Schiller

¹⁾ II, 41.

²⁾ II, 42.

bei der Darstellung der historischen Bewegungen geleitet haben. Der von ihm selbst eingangs betonte Gesichtspunkt, der Kampf zwischen den Niederlanden und Spanien, bedeute das Ringen der Freiheit gegen den Despotismus, erwies sich als zentral und hauptsächlich massgebend. Diese vieldeutigen Begriffe an der Hand des Textes in konkrete Vorstellungen aufzulösen, hiess zeigen, in welchem Umfange diese Ideen Kategorien der Beurteilung realer Verhältnisse wurden, ihre Tiefe und Spannkraft am Detail nachweisen. Dem Stoff entsprechend verdichten sich die Wertungen vor allem zu Anschauungen von Staat und Religion, die sich gelegentlich ausweiten, den ganzen Gesichtsprozess, Wirklichkeit und Idee, prinzipiell zu fassen. Gerade am Beginn Schillers philosophische Welt recht genau zu erkennen, war unerlässliche Pflicht, um das Fundament für die Bekanntschaft mit seiner Entwicklung in intensiver und extensiver Richtung gebührend festzulegen.

Die Antrittsrede.

Die nächste Wirkung des Abfalls der Niederlande war von einschneidender Bedeutung für Schillers fernerer Leben. Es ist bekannt, dass er dem Werk seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena dankt. Das Geschichtsstudium war damit jetzt sein Lebensberuf. Das bedeutet eine neue Epoche seiner Arbeit in diesem Gebiete.

Sein Erstlingswerk hatte ihm bereits die Professur gebracht; er war ein Neuling, obwohl er schon den Meistertitel führte. Die eigentümliche Situation, die dadurch geschaffen war, verhehlte er sich nicht. Aber trotz der Lücken seines Wissens fühlt er in sich die Kraft seiner Aufgabe genügen zu können, denn bei aller Bescheidenheit war er sich bewusst, durch seinen Reichtum an Ideen seinen Hörern ein wirkliches Verständnis geschichtlichen Lebens erschliessen zu können.

Er entschloss sich deshalb für den Sommer 1789 ein zweistündiges Publikum: Einleitung in die Universalgeschichte anzukündigen, in dem er diese Vorzüge zu reichster Geltung zu bringen hoffen durfte. Für die Wahl des Themas der Antrittsrede „was heisst und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, sind sicherlich ähnliche Gründe mitbestimmend gewesen. Zugleich offenbart sich in ihr der tief in Schillers Persönlichkeit wurzelnde Drang nach begrifflicher Klarheit. Vom sozialen und historischen Drama hatte er sich der Geschichte zugewandt, um die Probleme, die ihn beschäftigten in grösstem Massstabe sich aufrollen und vor allem lösen sehen zu können. Wie musste es ihn drängen,

sich selbst und andere aufzuklären, was man vom Studium der Geschichte erhoffen kann. So hat die Antrittsrede eine hohe biographische Bedeutung.

Damit aber ist das Interesse, das sie für die Nachwelt besitzt noch nicht erschöpfend bezeichnet. Sie ist vor allem auch ein Beitrag zur Arbeit über das Problem der Geschichte als Wissenschaft. Sch. Verständnis für diese Fragen macht seinen Versuch der Bestimmung der Universalgeschichte auch in einem anderen grossen Zusammenhange zu einer beachtenswerten Leistung.

Um sie nach allen Richtungen hin voll zu würdigen, muss man die Rede zunächst als Ganzes auffassen, sich die gestaltenden Motive des Aufbaues und den Gedankengang verdeutlichen.

Nach wenigen einleitenden Bemerkungen wendet Schiller sich unmittelbar zu der durch das Thema gestellten Aufgabe Wesen und Sinn des Studiums der Geschichte zu erläutern. Für die Beurteilung des Wertes jeder Einzeldisziplin, sieht er den Massstab in der allgemeinen Idee der Wissenschaft gegeben. Er entwickelt sie, indem er dem Brotgelehrten den wissenschaftlichen oder wie er es nennt philosophischen Kopf gegenüber stellt. Die Arbeit des Brotgelehrten ist auf äusseren Nutzen gerichtet, er betrachtet sie als Mittel, denselben in seinen mannigfachen Formen zu erreichen; nur nach der Tauglichkeit für diese Absicht bemisst er darum ihren Wert; so kann er Kenntnisse, ja Gelehrsamkeit erwerben, doch weil sein Forschen nicht dem Bedürfnis nach Wahrheit entspringt, kommt er nie dazu, aus seinem Wissen ein innerlich verbundenes Ganze zu machen.

Um diese Einheit des Wissens gerade ist es dem philosophischen Kopf zu tun, der die Idee der Wissenschaft in ihrer Reinheit vertritt¹⁾. Darum findet er auch im systematischen Zusammenhang des Wissens den Massstab, von dem aus er alle Einzelerkenntnisse beurteilt.“ Das Kleine

¹⁾ I, 4.

selbst gewinnt Grösse, unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Grosse im Auge hat, dem es dienet“¹⁾. So erzeugt sich aus dem reinen Erkenntnisstreben die Einheit der Wissenschaft. Der philosophische Kopf ist ihr reales Gegenbild; als lebendigen Wissenszusammenhang hat er den Geist wahrhafter Wissenschaft in sich zu tragen. Die Philosophie ist also hier im Sinne ihres Bildungsbegriffes genommen; nicht das fachmässige Spezialgebiet hat Schiller im Auge, er nähert sich wieder der ursprünglichen griechischen Bedeutung des Wortes. So heisst es: „Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkte des Ganzen; und soweit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden“²⁾.

In dem Wissensideal, dessen wesentliche Züge Schiller in diesem Bilde des philosophischen Kopfes entwickelt hat, ist nunmehr der Massstab gewonnen, um die Bedeutung der Geschichte zu beurteilen. So geht Schiller jetzt dazu über, den Begriff der Universalgeschichte zu bestimmen. Er verdeutlicht ihn nicht durch eine abstracte Definition, sondern durch die Darstellung ihres Gegenstandes.

Der knappen Schilderung des armseligen Lebens der Naturvölker, die den heute herrschenden Nationen ihre eigene

¹⁾ I, 7.

²⁾ I, 8. Neben dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf erwähnt Schiller den „jungen Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Mustor auf diesen traurigen Abweg — des Brotgelehrten — verlenkt wird, der sich überreden liess für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln“ (I, 6). Freilich ist es ungewiss, wie weit Schiller konkrete Zustände oder gar eigene Erfahrungen vorschwebten; aber es liegt doch nahe, diese Kritik auch auf die Karlsschule zu beziehen, auf die Angleichung der Erziehung zu wissenschaftlicher Tüchtigkeit an den militärischen Drill. Ueberdies „entleidete ja ihn selbst einst die Rechtswissenschaft“ (I, 6) und auch die Entzweiung mit dem medizinischen Beruf hatte sein Lebensgang ihm gebracht.

Jugend veranschaulichen, folgt das farbenreiche Bild des vielseitig bedeutungsvollen Kulturzustandes der Gegenwart, deren Errungenschaften durch den scharfen Gegensatz in das hellste Licht gesetzt werden. Dieser Kontrast macht den Abstand zwischen den zwei Zeitaltern und damit die Tatsache der Entwicklung beinahe greifbar deutlich. Diese Entwicklung des Kulturlebens der Menschheit in ihren einzelnen Stadien zu verfolgen, ist die Aufgabe der Universalgeschichte. „Auf ihrem Wege lehrt sie die Ungleichheit des nämlichen Volks auf dem nämlichen Landstrich in verschiedenen Zeiträumen, den auffallenden Unterschied, den das gleichzeitige Geschlecht aber in verschiednen Ländern darbietet, verstehen, die Mannigfaltigkeit in Verfassungen, Gebräuchen und Sitten, den raschen Wechsel von Finsternis und Licht von Anarchie und Ordnung von Glückseligkeit und Elend“¹⁾. „Sie gibt Antwort auf die Frage“ welche Zustände der Mensch durchwanderte, bis er von jenem Aeussersten zu diesem Aeussersten vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann aufstieg“²⁾. Dadurch eröffnet sie auch erst das rechte Verständnis für die Gegenwart, die in jedem Moment durch die ganze Vergangenheit bedingt ist. „Selbst dass wir uns in diesem Augenblick hier zusammenfanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorteilen, diesem Mass von Gewissensfreiheit zusammenfanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten; die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären“³⁾.

Als Gegenstand der Weltgeschichte ergibt sich damit in seinen skizzenhaften aber höchst anschaulich gestalteten und geschickt gewählten Ausschnitten aus charakteristischen Epochen des Völkerdaseins die Kulturentwicklung der Menschheit. Die Geschichte umfasst die ganze Fülle menschheit-

¹⁾ I, 14.

²⁾ I, 13.

³⁾ I, 14.

lichen Daseins in der Realität seines objektiven Lebens und Werdens, die Kultur in ihrer Allseitigkeit und in ihrem inneren Zusammenhang. Der Reichtum eigener Anschauung tritt auch da wieder glänzend hervor. Er offenbart sich besonders in den kleinen historischen Gemälden der Rede. Hier, wo er Uebersichten über grosse Zusammenhänge gibt, die Charakteristik ganzer Zeitalter entwirft, wird die Universalität seiner Ansatzpunkte klar erkennbar. Das Bild der Kultur setzt sich ihm in der Tat aus allen bedeutsamen Sphären menschlicher Existenz zusammen; Religion, Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft, Staat und Recht behandelt er als ihre sich gegenseitig bedingenden Teile. Sehr bezeichnend dafür ist eine Stelle aus seiner fragmentarischen Weltgeschichte, in der er die historischen Bedingungen der Kultur der Gegenwart entwickelt. Zu ihren wesentlichsten Voraussetzungen gehören die Taten der Renaissance, die wiederum ohne die Schöpfungen des klassischen Altertums nicht zu denken sind, „aber, heisst es weiter, hätte Griechenland wohl einen Thakydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstandes emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Worte — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre“¹⁾. Die prinzipielle Auffassung des geschichtlichen Zusammenhanges, die aus dieser Darstellung spricht, geht sehr schön mit der bekannten Definition der Universalgeschichte zusammen, die sich in einem Briefe Schillers an Körner findet²⁾. Sie lautet: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefasst werden und dieses erst kann Universalhistorie sein“.

Der einheitliche Zusammenhang aber, der zwischen den einzelnen Kulturgebieten herzustellen ist, wird durch die ganze Menschheitsgeschichte verfolgt. Ruht doch

¹⁾ I, 16.

²⁾ Brief Schillers an Körner vom 26 März 1789.

Schillers Auffassung vom Wesen der Geschichte auf der weltbürgerlichen Vorstellung der Einheit des Menschengeschlechts und seiner Kulturentwicklung. Die unermesslich vielen Völker des Erdballs die durch Zeiten, Räume und alle Lebens Elemente von Mensch zu Mensch unüberbrückbar geschieden sind, werden als Einheit, als eine Familie gedacht, die Formen ihres Daseins in seinen besonderen Aeusserungen als Glieder eines Werkes der Gesamtheit begriffen, das man Kultur nennt. So ist es erst die Einheitlichkeit der Kultur, die die Einheit der Menschheit begründet.

An diesem Punkte wird die volle Weite des Begriffs der Universalgeschichte erreicht: Sie ist die Darstellung des Menschheitslebens als einheitlicher Entwicklungszusammenhang somit aller Erscheinungsformen der Kultur.

Der Gegenstand der Universalgeschichte ist erschöpfend behandelt. Schiller wendet sich nun der Frage zu, wie die gestellte Aufgabe verwirklicht werden kann. Ist es möglich den Geschichtsverlauf in seiner Continuität wissenschaftlich zu erfassen? Er sagt zunächst: „Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblick bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung ineinandergreifen. Freilich, ganz und vollständig überschauen, kann sie nur der unendliche Verstand, dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt“¹⁾. Er vermag allein durch das Medium der Quellen, zur Erkenntnis der Vergangenheit zu gelangen; wo sie fehlen, findet sein Erkenntnisstreben eine unübersteigliche Schranke. Schiller weist bald selbst auf einige gewissermassen notwendige Momente der Unzulänglichkeit der Quellen hin. Sie kommen überhaupt erst mit der Entstehung der Sprache in Frage: denn diese ist die Bedingung der Tradition. Darum verschiebt sich bereits die Ansetzung des Beginns der Geschichte dem wirklichen Anfang menschlicher Entwicklung

¹⁾ I, 17. Fester a. a. O. p. 100 macht auf den Herderschen Ursprung dieses Satzes aufmerksam.

gegenüber¹⁾. Die notwendige Unsicherheit der mündlichen Ueberlieferung verringert erst das Festhalten der bemerkenswerten Ereignisse durch die Schrift und andere Zeichen. Darum bedeutet es nicht nur einen grossen Fortschritt des Geschichtsbewusstseins, sondern auch wachsende Möglichkeit der Geschichtserkenntnis. Auch diese Aufzeichnungen stellen aber keine reine Wiedergabe der historischen Tatsachen dar. Die Person des Beobachters prägt jedem Bericht unwillkürlich ihren Stempel auf. Auf die unvermeidliche Differenz zwischen Vorgang und Reproduktion gründet Schiller daher die Notwendigkeit der Kritik an der Glaubhaftigkeit solcher historischen Zeugnisse und macht so auf die höchst massgeblichen Folgen dieser psychologischen Grundtatsachen für ein grosses und bedeutungsvolles Gebiet wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens aufmerksam.

Bei der grundsätzlichen Bedeutung der Quellen für die Geschichtserkenntnis führt ihre Beschaffenheit, vor allem ihre Lückenhaftigkeit, notwendig zu einem starken Missverhältnis zwischen Wissenschaft und geschichtlichem Leben. „So gleichförmig notwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen auseinander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte ineinander gefügt sein Den Gang der Welt möchte man daher mit einem ununterbrochen fortfliessenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird“²⁾.

Die Geschichte ist also durch den Mangel an Quellen an der völligen Realisierung ihrer Aufgabe gehindert. „Sie würde darum nie etwas anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt aber kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er die Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmässig zusammenhängenden Ganzen.

¹⁾ Schiller schliesst sich hier an die herkömmlichen Anschauungen an, wie er sie ja auch bei Kant fand.

²⁾ I, 19.

Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Altertums unter dem Zusammenfluss ähnlicher Umstände von aussen in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; dass also von den neuesten Erscheinungen die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtslosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluss gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann¹⁾. Der Analogieschluss ist also mit Kant auch nach Schillers Anschauung ein wichtiges Hilfsmittel, die stoffliche Diskontinuität grundsätzlich aufzuheben, die mit dem Geschichtsideal unverträglich ist. Freilich ist er sich nicht nur der Grenzen berechtigter Anwendung dieses Verfahrens, sondern auch der Gefahren der Grenzüberschreitung wohl bewusst²⁾, denn er mahnt: „Die Methode nach der Analogie zu schliessen, muss durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebensoviel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden“³⁾. Das praktische Interesse an der geforderten Erkenntnisleistung bildet so den lebendigen Quell seines Nachdenkens; es hat ihn aber zugleich auch zu bemerkenswerten theoretischen Einsichten in das Wesen der Universalgeschichte geführt.

Sch. Darstellung wendet sich nun noch grundsätzlicher zur Methode der Universalgeschichte als Wissenschaft. Die Universalgeschichte als solche ist für ihn überhaupt in erster Linie durch ihre Methode bestimmt. Sie nimmt eine Bearbeitung des historischen Materials nach gewissen Gesichtspunkten vor. So stellt Schiller den erreichbaren Quellen gegenüber, die nach den erwähnten Abzügen „den Stoff der

¹⁾ I, 19, 20.

²⁾ Vgl. II, 17.

³⁾ I, 20. Das auf diesen Punkt bezügliche Missverständnis bei Julian Schmidt. pag. 226. „Schiller und seine Zeitgenossen“ ist bereits von Brasch-Ueberweg, Schiller als Historiker und Philosoph, Leipzig 1884 p. 123 zurückgewiesen worden,

Geschichte in ihrem weitesten Verstande“¹⁾ bilden, die Frage: „was und wieviel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?“²⁾ Er gibt darauf in unmittelbarem Anschluss eine recht ausführliche Antwort. Sie lautet: „Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluss gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muss, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln“³⁾. Das Verfahren wird sogar noch weiterhin in seiner Eigenart genauer beschrieben. Schiller fährt fort: „Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensiehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluss über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgeführt hat, bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler: dann steht es bei ihm auf dem gemachten Wege umzukehren und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten ungehindert und leicht vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunterzusteigen“⁴⁾.

Dem Charakter dieser Definition nach erscheint die Universalgeschichte hier als die eigentliche Geschichtswissenschaft, die das historische Material zu einheitlicher Er-

¹⁾ I 18.

²⁾ I, 18.

³⁾ I, 18.

⁴⁾ I, 18 ff.

kenntnis verarbeitet. Sie hebt sich dadurch vom Historischen schlechthin ab. Geschichte als Stoffgebiet und Geschichte als Wissenschaft sind damit scharf unterschieden. Das methodische Fundament der Geschichtswissenschaft ist das Auswahlprinzip, denn danach bestimmen sich Inhalt und Aufbau, nur das Bedeutsame wird als Material aufgenommen. Aus seiner organischen Geschichtsauffassung heraus ist das wahrhaft Bedeutsame für Schiller nur das notwendige Glied der Kulturentwicklung, der grossen Reihe vom Beginn der Geschichte bis auf den heutigen Tag. Diese Ueberzeugung verstärkt sich bei ihm durch seinen Fortschrittsbegriff und erhält durch diesen ihre charakteristische Prägung. „Das Verhältnis eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung“ wird das Kriterium der Bedeutsamkeit¹⁾. Damit ist das Auswahlprinzip gefunden. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass es Schiller nicht geglückt ist, den gesuchten Gedanken positiv richtig zu fassen. Eine Darstellung der Geschichte nach dem Massstab der Wirkung auf die Gegenwart würde eine unberechtigte Einschränkung des „Historischen“ bedeuten und darum durchaus nicht mit dem Geschichtsbegriff übereinkommen, den Schiller selbst entwickelte und der so erstaunlich gross genommen war.

Dieser Begriff der Universalgeschichte, der sie als Darstellung der Kulturentwicklung der Menschheit definiert, zeigt einen deutlichen Zusammenhang mit entsprechenden Gedanken der Aufklärungsliteratur. Die vielfältigen Ansätze, die sich da finden, weisen, wie genug bekannt, im

¹⁾ I, 18, Vgl. dazu Eduard Meyer, „zur Theorie und Methodik der Geschichte“ Halle 1902, p. 36: Historisch ist, was wirksam ist oder gewesen ist. Was wirksam ist, erfahren wir zunächst aus der Gegenwart, in der wir die Wirkung unmittelbar wahrnehmen; wir können es aber auch an der Vergangenheit erfahren, indem wir irgend einen Moment derselben als gegenwärtig fingieren, in beiden Fällen liegt eine Masse von Zuständen, d. h. Wirkungen vor unseren Augen; die historische Fragestellung ist: wodurch sind diese Wirkungen herbeigeführt? Was wir als Grund einer solchen Wirkung erkennen, ist ein historisches Ereignis.

wesentlichen alle auf Voltaire zurück¹⁾. Ihm ist die Begründung des neuen Geschichtsbewusstseins in seinen wichtigsten Grundmomenten zu danken. Seine Anregungen verbreiteten sich allmählich auch in Deutschland. Was er hier gewirkt, hat Schiller im grössten Stil sich zu eigen gemacht. In seinen Anschauungen geht er mit den bedeutendsten Köpfen wie Gatterer²⁾ und Schlözer³⁾ zusammen und erhebt sich weit über die Dürftigkeit und den unlebendigen Pragmatismus der Durchschnittsgeister⁴⁾. Aber auch ihren programmatischen Aenssungen gegenüber stellen die Ausführungen der Antrittsrede in mancher Weise eine Fortbildung dar. Die Behandlung des Problems der Universalgeschichte zeigt eine stärkere Konzentration auf ihren Wissenschaftscharakter in dem Ringen nach selbständiger Bestimmung durch die Methode.

Mit der wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung, wie sie sich bisher darstellte, ist das Geschichtsinteresse des philosophischen Kopfes noch nicht erschöpft. Er erhebt sich über sie hinaus zu einer neuen der im eigentlichen Sinne philosophischen. Neben dem allgemeinen Begriff der Philosophie kennt Schiller also, wie sich in seinen Worten hier ganz deutlich zeigt, noch einen engeren und schulgemässeren. Er sagt: „Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoff der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, alles um sich herum seiner vernünftigen Natur zu assimilieren und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkennt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherem Erfolge er den Versuch erneuert, das vergangene mit dem gegenwärtigen zu verknüpfen,

¹⁾ Vgl. Paul Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte Berlin 1911, p. 242. fg.

²⁾ Vorstellung der Universalhistorie 1772.

³⁾ Abriss der Universalhistorie, Göttingen 1773.

⁴⁾ Ueber Millot, Beck, Schröckh vgl. Brief an Körner vom 26. März 1789.

desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung ineinander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden.“

Von diesem neuen Standpunkt aus gesehen, ist der Charakter geschichtlichen Geschehens überhaupt grundsätzlich verändert. Es wird durch die Projektion der Vernunft auf den historischen Prozess zu einem einheitlichen, planvollen Ganzen. Der Gang der Ereignisse wird nun nicht mehr nur als wirklich und kausal begründet, sondern als notwendig begriffen. Seine einzelnen Glieder erscheinen als absichtlich gewählte Mittel zur Verwirklichung eines bestimmten Zweckes oder mit Schillers eigenen Worten: „Der Mensch nimmt die Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge, das ist: er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte“. Der Eigenart dieses Verfahrens ist Schiller sich sehr wohl bewusst, und er unterlässt, nicht wiederholt darauf hinzuweisen. Man soll sich stets deutlich machen, dass die so gewonnene Erkenntnis nicht aus den Tatsachen unmittelbar geschöpft ist, dass „die heitere Gestalt“ der Welt von „dem geliehenen Licht des Verstandes“ lebt und „und nur in der Vorstellung vorhanden ist“¹⁾. Diese Einsicht vermag aber andererseits die Sicherheit der Ueberzeugung vom ständigen Fortschritt nicht zu erschüttern. Denn betrachtet man die Weltgeschichte nach dem Vernunftsprinzip, „so sieht man es durch tausend beistimmende Facta bestätigt und durch ebenso viele andere widerlegt, aber solange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluss noch zurückhält, erklärt man die Frage für unentschieden und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die grössere Glückseligkeit anzubieten hat“²⁾.

Diese Feststellungen haben ein eigenes Interesse. Sie zeigen Schiller mit grosser Klarheit über die Differenzie-

¹⁾ I, 20 u. 21.

²⁾ I, 21.

rungen des Erkenntniswertes aller möglichen Geschichtsarbeit orientiert. Woher ihm diese Einsicht erwachsen ist, kann nicht zweifelhaft sein: Kants Lehren sind es, die Schiller hier vorträgt. Wann und wie Schiller Kant kennen lernte, ist genugsam bekannt. Auf Anregung Reinholds las er zuerst Kants Aufsatz: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, aus der Berliner Monatsschrift vom November 1784 und bald darauf seine geschichtsphilosophische Skizze: „Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte“ aus dem gleichen Blatt vom Januar 1786. Er konnte mit keinem Passenderen beginnen; was er hier erfuhr, stand in innigen Beziehungen zu seinem eigenen Schaffen. Er war ja gerade heiss bei der Arbeit am Abfall der Niederlande. So wird schon die erste Berührung höchst bedeutungsvoll. Kants Einfluss auf Schiller ist zweifellos von vornherein durchgehend charakteristischer Art: was längst in ihm lebte, erhebt er zu bewusster Klarheit. Dieser Wirkung ist vor allem durch Schillers persönliche Anlage vorgearbeitet: er war geborener Kantraner ¹⁾. Die Empfänglichkeit wird noch gesteigert dadurch, dass Kant selbst Gedankengänge und Anschauungsweisen aufgenommen hat, an denen sich auch Schillers Gesichtsauffassung bildete. Das gilt vor allem von den ganz Grossen, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, aber auch noch von einigen anderen, die im Strome dieser Entwicklung stehen ²⁾. Kants Geschichtsphilosophie war vor allem dazu angetan, Schillers Tendenz, alle historischen Vorgänge unter dem Gesichtspunkt der Realisierung letzter Menschheitswerte aufzufassen, noch beträchtlich zu verstärken, umsomehr als ihre Idee dieses Menschheitswertes und damit des Geschichtsziels in den Grundzügen durchaus übereinstimmte. Sie setzten es beide in die Verwirklichung moralischer Freiheit. Im Zusammenhang damit

¹⁾ Friedrich Gundolf: Shakespeares und der deutsche Geist. Berlin 1911. p. 289. Kühnemann: „Schiller“, der die platonische Idee gibt.

²⁾ Für Kant vgl. Menzer a. a. O. p. 231, p. 233 fg, für Schiller Ueberweg a. a. O. p. 48 u. 50 und Brief an Körner vom 26. März 1789.

gewann schon der Staat als Organisationsform des Gemeinschaftslebens für Schiller eine hohe Bedeutung. Andererseits wurde aber zweifellos auch seine Richtung auf die natürlichen Bedingungen geschichtlicher Entwicklung durch Kants Lehre von der Naturabsicht begünstigt, auf die er sich ebenfalls bereits im Abfall der Niederlande bezieht. Am umfassendsten zeigt sich aber die Verwandtschaft Schillers mit Kant in den inhaltlichen Bestimmungen der Geschichtsphilosophie, die er hier in der Antrittsrede vorträgt. Das schöpferische Prinzip seiner Geschichtsphilosophie ist die praktische Vernunft, wie er sie ungefähr gleichzeitig in seinen grossen Schriften zur Begründung der Ethik deutet, das moralische Bewusstsein oder schärfer noch das Bewusstsein der sittlichen Aufgabe des Menschen als freier Persönlichkeit. Die Idee der freien Persönlichkeit d. h. des autonomen Willens, der sich allein durch die Vorstellung des Vernunftgesetzes und der Pflicht bestimmt, erweitert sich, in ganzer Tiefe genommen zur Idee der Menschheit als Selbstzweck; die Absolutheit des Gebots gründet den Gedanken der Menschheit als Endzweck, des Reichs der freien Persönlichkeiten. Durch die fortschreitende Kulturentwicklung der Menschheit allein kann es sich in unendlicher Annäherung realisieren; diesen Prozess zu verfolgen ist das Ziel der Geschichtsphilosophie. Da er sich als unerlässliche Bedingung einer notwendigen Aufgabe darstellt, sind ihre Erkenntnisformen Mittel und Absicht.

Auch Schiller bewegt sich in diesen Kategorien. Die Uebereinstimmung wurzelt im Vernunftgedanken selbst; denn die Uebertragung der vernünftigen Natur des Menschen auf die Geschichtsbetrachtung bedeutet nichts anderes, als dass er die Prinzipien der Beurteilung des Werts der eigenen Existenz als Kriterien des Gehalts des Geschichtsverlaufes anwendet. So wird die praktische Vernunft zur Basis der Geschichtsphilosophie, die Geschichte selbst zur Erscheinungsform wachsender Realisierung des Vernunftgebots im Menschheitssinne. Die relative Subjektivität des Vernunftprinzips vermag dieser Auffassung dem Recht seiner objek-

tiven Geltung keinen Eintrag zu tun. Die Einsicht in die Natur dieses Gedankens schafft neben der verstandesmässigen Erkenntnis für einen ethischen Vernunftsglauben Raum, der die Geschichte in eine neue Perspektive stellt. Sie erscheint gleichsam sub specie aeterni, als eine eigene Form der Manifestation der sittlichen Weltordnung. Damit erscheint auch die Geschichtsphilosophie erst im vollen Umfang ihrer Bedeutung. „Sie schliesst sich durch ihr Ziel an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen an, der darin besteht, „das Problem der Weltordnung aufzulösen“ ¹⁾. Bei der Eroberung des Reiches der Moral in der Geschichte „darf sie hoffen, dem höchsten Geiste in seiner schönsten Wirkung zu begegnen“ ²⁾. So wird die Geschichte bedeutungsvoll durch ihren Sinn, der Zweck, der bestimmende Grund des Seins. Dieser Auffassung gegenüber bedeutet die Verknüpfungsweise der Wissenschaft, d. h. die bloss kausale Verknüpfung der Erscheinungen, „blinde Herrschaft der Notwendigkeit“ ³⁾ und jeder des sittlichen Sinnes entbehrende Zusammenhang „Erkenntnis gesetzloser Freiheit“ ⁴⁾.

Aber so sehr Schiller auch in der Geschichtsphilosophie die letzte Weisheit geschichtlicher Erkenntnis überhaupt die Vollendung der Geschichtswissenschaft gesehen haben mochte, stets hatte er doch bisher streng daran festgehalten, dass die Vernunftbetrachtung ein wohlbegründetes Postulat darstelle, aber nicht von der realen Natur des Geschehens selbst ausgehe. Er hatte sie sachlich, wenn auch seine Ausdrucksweise zunächst dagegen zu sprechen scheint, durchaus als regulative Idee im Kant'schen Sinne gefasst.

Zweifellos ist er nun aber auch mit Kant ⁵⁾ einen Schritt weiter gegangen, wenn er von einem Naturplan spricht und damit meint, „dass die stille Hand der Natur schon seit

¹⁾ I, 21.

²⁾ I, 21.

³⁾ I, 21.

⁴⁾ I, 20.

⁵⁾ Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 7. Satz.

dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt“¹⁾, seine selbstsüchtigen Handlungen sogar, die niedrigen Zwecken dienen sollten²⁾, für das letzte Kulturziel fruchtbar zu machen weiss. In dieser Lehre findet das Verhältnis von Wirklichkeit und Vernunftwert nun seine grundsätzliche Formulierung: Die Wirklichkeit wird vorgestellt als „angelegt“ auf die Realisierung sittlich vernünftigen Lebens. Damit eröffnet sich die Perspektive auf eine metaphysische Geschichtsauffassung.

Im Zusammenhange der Untersuchung ist die Lehre von der Naturabsicht in pädagogischer Wendung eingeführt. Schiller geht am Schluss der Antrittsrede, nachdem das Wesen des Geschichtsbegriff aliseitig geklärt ist, dazu über, daraus den Nutzen historischen Studiums abzuleiten, um sein Thema völlig zu erschöpfen. Die ganze Grösse des Geschichtsbegriffs zeigt aufs neue im Bildungswert der Geschichtsarbeit.

Er beruht ganz und gar darauf, dass Geschichtserkenntnis Erkenntnis der Idee der Menschheit in einer besonderen Form der Ausprägung bedeutet. Im Gefühl davon war Schiller selbst wohl Historiker geworden. Was ihm eigens die Versenkung in diese Welt bringen konnte, erscheint daher auch in den folgenden Ausführungen in glänzender Perspektive. Unbewusst zieht er in diesen allgemeinen Betrachtungen zu gutem Teil das Fazit seiner geschichtlichen Epoche.

Den tiefsten Grund der erziehlischen Wirkung historischen Studiums sieht Schiller in der ideellen Erweiterung der Persönlichkeit. Geschichtserkenntnis bedeutet im eminenten Sinne, Aufhebung der mit der Individuation gesetzten Schranken. Sie ist die sittliche Erfahrung grössten Stils, die Erfahrung der Menschheit. Von diesem Standpunkt aus zu urteilen, lehrt sie jeden empfänglichen Geist und vernichtet damit die Enge der Alltagsmoral, so heisst es bei Schiller: „Die Ge-

¹⁾ I, 231.

²⁾ I, 22.

schichte wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen und indem sie vor Ihren Augen das grosse Gemälde der Zeiten und Völker auseinanderbreitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem Sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammenzufassen und mit seinen Entschlüssen in die ferne Zukunft voranzueilen: So verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Dasein des Menschen so eng und so drückend umschliessen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einen unendlichen Raum aus und fährt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber“ ¹⁾.

So wird die Geschichte durch die gleichsam quantitative Erweiterung des Horizontes ein Mittel intellektueller Befreiung. Aus ihr erwächst zugleich ein neuer untrüglicher Masstab wirklicher Bedeutung; sie verleiht damit die sachliche Ruhe zu objektiver Würdigung aller Erscheinungen. In diesem Sinne erweist sich die Lehre von der Naturabsicht fruchtbar. Der Geschichtsverlauf im Grossen betrachtet, lehrt stets aufs neue, dass auch durchaus egoistisch motivierter Handlungen durch ihren Erfolg im hohen Grade zur Förderung der Kultur beitragen können. Auch sie ist ein menschheitliches Ziel, denn die Menschheit ist, geschichtlich gesehen, in der Kultur objektiviert, Leistungen aber bilden die Stufen des Fortschritts. Gereiftes Geschichtsverständnis lehrt so Persönlichkeiten und Ereignisse nicht nur in ihrer unmittelbaren Bedeutung, sondern nach ihrem Wert für die ganze Kulturentwicklung zu würdigen, d. h. es erzieht zu wahrhafter Tiefe und Grosszügigkeit der Weltanschauung, die moralistisches Katechisieren a limine ablehnt und stets im Bewusstsein der realen Zusammenhänge des Menschheitslebens urteilt ²⁾.

¹⁾ I, 22.

²⁾ Schiller ist hier von Kant ausgehend, einer Grundposition Hegelscher Geschichtsphilosophie wie sie sich in seiner „Philosophie der Geschichte“ findet sehr nahe gekommen.

Das grosse Wort der „Resignation“, der Ausdruck der Lebensüberzeugungen Schillers in seiner Jugendzeit erfährt in diesem Zusammenhange seine volle und strenge Begründung durch die Geschichtsphilosophie. Auch diese führt ja zu dem Resultat: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Ueber den Wert aller Erscheinungen gibt sie den entscheidenden Spruch ab; stützt er sich doch auf die Vernunft selbst, auf die Idee der vollendeten Kultur. In diesem Sinne gibt die historische Betrachtungsweise allein den Standpunkt rechter Schätzung der verschiedenen Lebensformen wie sie sich in der Aufeinanderfolge der Jahrhunderte darstellen, oder wie Schiller in polemischer Wendung vor allem gegen Rousseau sagt, den er mit Kant durch die Ideen der Menschheit als Aufgabe überwand; „Sie — die Geschichte nämlich — heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Altertums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, lässt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen“ ¹⁾.

Der geschichtsphilosophische Gedanke findet sich danach hier bereits auf Schillers eigene Zeit angewendet. Er wird für das stolze Jahrhundert der Aufklärung zum wirksamen Mittel der Selbstbesinnung, denn mehr noch als jede andere Zeit erkennt sich, wie Schiller betont, die Gegenwart erst in diesem Lichte. Erst historisch gesehen, als Glied der Kulturentwicklung der Menschheit, begreift sie ihren Charakter und ihre wahre Bedeutung mit lebendigem Bewusstsein. In Vergangenheit und Zukunft muss der Blick zur geschichtsphilosophischen Erkenntnis der Gegenwart schweifen. Aus der Anerkennung des Empfangenen erwächst der Entschluss der Betätigung für das letzte und umfassenste Ziel menschlichen Strebens. Der Entschluss, die persönlichen Anlagen und den von ihnen geforderten Beruf zum Nutzen der höchsten Gemeinschaft zu gestalten. Damit wirkt die

¹⁾ I, 23.

Geschichtsarbeit auf das Morgen in seiner Unmittelbarkeit, auf den Bau des realen Lebens. Hier beweist sich ihr Bildungswert erst im tiefsten Sinne des Wortes; denn die Erkenntnis vor allem, die den Willen bestimmt, die sich als Motiv in Handlung umsetzt, ist als Erziehungsmittel bewährt. Die Geschichte gerade weckt in besonderer Weise den Drang zur Tat. Sie bildet keine Weltanschauung kontemplativen Schauens, sondern der Aktivität heran, denn sie lehrt die Menschheit als Kultur begreifen und Kultur ist Tat. Sie pflanzt in die Seele den Impuls die ewigen Kulturwerte zum Ziele persönlicher Lebensarbeit zu machen, um dem vergänglichen Dasein Ewigkeitssinn und Dauer zu geben. Er sagt: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiss und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: Kostbare teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen, und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Verstand mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne dass sich der Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem Verdammenden nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch unseren Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu beisteuern können Sie alle, jedem

Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan. Zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiterlebt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“ (I, 23, 24).

Mit dieser glänzenden Perspektive einer sich rein in der Geschichte auswirkenden moralischen Unsterblichkeits-idee beschliesst Sch. seine Antrittsrede.

Im Ganzen genommen ist sie vor allem wichtig als sein glänzendes Zeugnis wirklich bedeutsamer Wertung der Geschichte. Die Geschichte erscheint als wissenschaftliche Erkenntnis von eigenem Recht. Darauf ist jedoch nicht der Hauptaccent zu legen. Sie stellt sich in erster Linie als Quell und Orientierungspunkt einer selbständigen und durchaus einheitlichen Weltanschauung dar. Neben die von der Renaissance begründeten Weltanschauung, die sich auf der naturwissenschaftlichen Erkenntnis aufbaute, tritt hier die kulturphilosophische Ueberzeugung vom moralischen Sinn des Weltganzen, wie sie die folgenden idealistischen Systeme aufnehmen und ausbauen.

Lebenslauf.

Ich, Margarete Henschel, jüdischer Religion, bin am 4. Juni 1886 in Breslau geboren; bis Ostern 1901 besuchte ich die höhere Töchterschule von Frl. Knittel. In den städtischen Mädchengymnasialkursen bereitete ich mich zum Abiturientenexamen vor, das ich Ostern 1905 am Kgl. König Wilhelms-Gymnasium zu Breslau bestand. Seitdem habe ich in Breslau und Heidelberg Philosophie, Geschichte und Kunstgeschichte studiert.

Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren und Dozenten:

Baumgartner, Cichorius, Guttman, Hönigswald, Kautzsch, Kühnemann, Lask, Muther (†), Oncken, Schröder, Schmid, Stern, Thode, Windelband.

Ihnen allen habe ich für meine Ausbildung zu danken.

Besonderen Dank möchte ich auch an dieser Stelle Herrn Prof. Kühnemann aussprechen, der mir die Anregung zu dieser Arbeit gab und mich durch seine wissenschaftliche und persönliche Förderung betätigte, sie auszuführen.

